

Xenismen als Verfremdungen

Müller-Jacquier, Bernd

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Müller-Jacquier, B. (2007). Xenismen als Verfremdungen. In A. Redder (Hrsg.), *Diskurse und Texte : Festschrift für Konrad Ehlich zum 65. Geburtstag* (S. 585-597). Tübingen: Stauffenburg. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-14204>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Diskurse und Texte

*Festschrift für Konrad Ehlich
zum 65. Geburtstag*

Herausgegeben von Angelika Redder

Sonderdruck 2007

**STAUFFENBURG
VERLAG**

Xenismen als Verfremdungen

Bernd Müller-Jacquier (Bayreuth)

Zu Spontan-Evaluationen von Fremdsprachenkompetenzen und ihren Folgen hat Konrad Ehlich (1986) mit dem Begriff *Xenismen* auf ein Phänomen hingewiesen, das breite Aufmerksamkeit erfuhr. Ich möchte es hier kurz vorstellen, um im Folgeschritt eine Erweiterung zu versuchen, die über die ursprüngliche Funktionsbeschreibung hinaus geht und illustrieren soll, welches Potenzial dem Begriff in der interpersonalen interkulturellen Kommunikation zugesprochen werden kann.

1. Die ‚bleibende Fremdheit‘

Lernziel des Deutsch als Fremdsprache-Unterrichts ist und bleibt sicherlich die „near native speaker competence“, also die Beherrschung der Fremdsprache in einer Form, wie sie auch von MuttersprachensprecherInnen praktiziert wird. Sowohl Fremdsprachendidaktikern und vor allem -lernenden ist dieser Anspruch gemeinsam, nämlich im phonetischen, lexikalischen, idiomatischen und morpho-syntaktischen Bereich sprachlich „so wie die Deutschen“ zu interagieren in der Lage zu sein (vgl. die Interview-Auszüge von Nicht-Muttersprachlern in Liedke 2003). Dass eine solche ideale Kompetenz, sich als Einheimische auszugeben und Indikatoren für die Teilhabe-Rolle „kulturell fremd“ unsichtbar zu machen, kaum gelingen kann, dokumentieren Sprachstandevaluationen ebenso wie Erfahrungswerte aus dem Unterricht. Es bleibt – so die Quintessenz – bei Nicht-Muttersprachlern immer ein Rest von Ausdrucksformen, die man im Deutschen nicht so formulieren würde, die leicht von situativ gebräuchlichen Formen abweichen und die Äußerungen von SprecherInnen – will man sie nicht als personale Eigenarten auffassen – als „fremdsprachlich“ entlarven.

Man kann Nicht-Erfüllungen von Normalitätserwartungen auf hohem sprachlichem Niveau als Fehler (Kleppin/Königs: 1991), als Lakunen (Ertelt-Vieth: 2004), als Stabilisierungen bzw. Fossilisierungen einer Interimsprache (Selinker/Lamendella: 1978) oder auch als Transfers (Cusack: 2000) auffassen. Konrad Ehlich benannte sie nach dem Eindruck, den sie bei Kopartizipanten machen, nämlich Xenismen:

Xenismen sind solche sprachlichen Produktionen, die sich außerhalb des sprachlichen Systems bewegen, aber in sprachliche Realisierungen eben dieses Systems eingebettet sind. Sie können alle Teildisziplinen des Systems, die phonologische, morphologische, lexikalische, idiomatische, syntaktische, pragmatische, betreffen. Xenismen sind in extremem Maß auffällig, sie sind salient, springen ins Auge bzw. ins Ohr. Sie stellen die Gemeinsamkeit der Kommunikation in Frage, weisen den Sprecher als Nicht-Mitglied aus und können zu einer kommunikativen Verunsicherung führen. Derjenige, der den Xenismus produziert, gerät dadurch sozusagen schlagartig in die Kategorie des Fremden – eines Fremden, der weithin incognito kommuniziert. Dadurch entsteht für den Adressaten eine Ambivalenz in der Mitgliedschaftszuweisung, die sich als bleibende Irritation auswirken kann. (Ehlich: 1986, 50f.)

Diese Definition bezieht sich auf Phänomene der Kommunikation unter den Bedingungen der Kopräsenz und Interkulturalität. Dies ist wichtig zu betonen, weil Konrad Ehlich den Begriff Xenismus bewusst als Phänomen interkultureller Kommunikation fokussiert hat, in der Nachfolge-Diskussion jedoch auch andere Sprachkontexte zugelassen wurden. Diese sind – wie unten genauer dargestellt wird – nicht konzeptadäquat. Xenismen werden hier also als Phänomene des Kommunikationsflusses bestimmt, in dessen Verlauf eine Einheit – vom Sprecher nicht intendiert – in unkonventioneller Weise herausragt. Sie ist in der Regel ohne Mühe interpretierbar und führt nicht zu Verstehensproblemen. Doch wird sie als lokale Inkonsistenz von Rezipienten „kulturalisiert“, indem sie symptomatisch zur Grundlage einer nationalen Kategorisierung bzw. Nicht-Zugehörigkeitsattribution (Hausendorf: 2002) gemacht wird. Dies wiederum hat Konsequenzen für den weiteren Interaktionsverlauf. Rezipienten stellen sich auf eine Zugehörigkeit–Nicht-Zugehörigkeitssituation ein und reagieren tendenziell mit „kontrakontroversiven Mitteln“ in Form von Wiederholungen, Paraphrasierungen oder zusätzlichen Explizierungen oder aber unkooperativ (Hinnenkamp: 1989, 62f. bzw. 96f.). In jedem Fall geraten Xenismen in den Verdacht, als „Stigmata-Signale“ (Hess-Lüttich) zu fungieren, von denen sich Fremdsprachen-Sprecherinnen „bleibend“ nicht lösen können. Damit kann das Phänomen in die breite, vor allem populärwissenschaftlich geführte Diskussion um „geheime Signale“ eingeordnet werden, durch die SprecherInnen unfreiwillig etwas über sich verraten (u.a. Birkenbihl: 1999).

Doch eröffnet die zitierte Begriffsbestimmung mehrere Fragen, die in der Literatur noch nicht oder unbefriedigend beantwortet wurden. Zum einen muss bestimmt werden, welches System der in interkultureller Kommunikation möglichen Konventionen – beispielsweise das der Zielsprache/-kultur, der Ausgangssprache/-kultur einzelner Kopartizipanten, der Verkehrssprache, des kulturellen Umfelds – zur Bestimmung der „salience“ zugrunde gelegt wird. In der Regel ist es das der Zielsprache/-kultur, hier des Deutschen oder das einer anderen Nationalsprache. Nicht gemeint sind Kreolisierungen oder „diskursive Interkulturen“ (Koole / ten Thije: 1994), denn dort sind gruppenspezifische Abweichungen von der zugrunde liegenden Standardsprache konventionalisiert und werden entsprechend intentional verwendet.

Als Frage bleibt weiterhin offen, wer oder was entscheidet, ob eine Äußerungseinheit Teil des „lokal-aktuell gültigen Systems“ ist oder nicht. Morphosyntaktisch korrekte, idiomatische Hyperkorrekturen zum Beispiel oder abweichende Frequenzen in der argumentativen Verwendung von Sprichwörtern sind als Xenismen nicht vom Sprachsystem her bestimmbar, sondern sie werden von muttersprachlichen Kopartizipanten als solche gewertet. In der Folgediskussion jedoch fasst beispielsweise Jung (1993) Xenismen als sprachlich kalkulierte Evokationen, Instrumentalisierungen von Andersheit auf: Als Xenismen zu werten seien in jedem Fall „als ‚fremd‘ zu interpretierende Transferenzen“, Einheiten, mit denen Fremdheit hervorgerufen werden soll, und zwar auch in irgendeiner Form markierte, eingestreute

Orts- und Personennamen, Buch- und Filmtitel, Interjektionen, Zitate und längere eingestreute Passagen sowie spezielle phonetische, orthographische oder typographische Merkmale, die aus einer anderen Sprache oder Sprachvariante nur okkasionell transferiert werden... Das entscheidende Kriterium zur Bestimmung von Xenismen ist dagegen, daß hier nicht ein konzeptueller Inhalt übermittelt, sondern primär Fremdheit evoziert werden soll. (1993, 213)

Richtig ist, dass durch Xenismen Fremdheit bei Rezipienten hergestellt wird und dass damit ein Unterschied zur Verwendung von Fremd- und Lehnwörtern gegeben ist. Fraglich ist dagegen, ob Intentionalität definitiv zugelassen und damit nicht nur der wesentliche Faktor der Ehlich'schen Konzeption übergangen werden kann, sondern Fremdheit auch als das gefasst werden sollte, was intrakulturell gemeinsam als „fremd“ imaginiert und damit „ent-fremdet“ und sprachlich in konventioneller Weise zum Ausdruck gebracht wird. Fremdsprachensprecher mit ausgezeichneten Deutschkenntnissen sind sich in vielen Fällen bewusst, dass sie noch sprachlich-interaktionale Abweichungen ausdrücken, können aber deren Auftreten meist nur auf Grund von Hörsignalen (Anzeigen nicht erfüllter Normalitätserwartungen) erkennen. Und bis auf den unten diskutierten Ausnahmefall kann man aus der Konzeption von Ehlich nicht schließen, dass Fremdheit evoziert werden soll, sondern dass dies im Gegenteil nicht-intentional geschieht.

In jedem Fall muss – und dies versuche ich im Folgenden – zur Bestimmung von Xenismen ein Theoriekonzept zugrunde gelegt werden, das die Bedeutung sprachlicher Zeichen vom Rezipienten her definiert. Dass die Interpretationsseite von Xenismen die Grundlage für ihre Bestimmung darstellen muss, unterstreicht auch Hess-Lüttich (2003). Mit Bezug auf Ehlich merkt er an, dass nach dem Auftreten von Xenismen – und damit auf Rezipientenseite – die Interaktionsroutine „desautomatisiert“ wird und dass dies der Auslöser dafür ist, was Ehlich (1986, 51) als gravierende Folge beschreibt: je nach xenophober bzw. xenophiler Einstellung von Kopartizipanten ergeben sich handlungspraktische Konsequenzen, und zwar für den weiteren Interaktionsverlauf als auch für die Re-Interpretation des bisherigen. Zwischen dem Auftreten von Xenismen, der „Desautomatisierung“ von Handlungsrouninen und den Konsequenzen xenophober/xenophiler Einstellungen liegt jedoch ein Interpretationsprozess, dem der Begriff Xenismen seinen Namen verdankt: Xenismen dienen Rezipienten zur Kategorisierung ‚eigen/fremd‘. Xenismen werden also als Anzeichen von Nicht-Zugehörigkeit (vgl. Hausendorf: 2002, 35f.) interpretiert. Erst aufgrund solcher Schlussprozesse mit dem Effekt sozialer Kategorisierungen sind Xenismen mit ihren Konsequenzen interpretierbar. Um sprachliche Schlussprozesse deutlich zu machen und die unten dargestellte, erweiterte Funktion von Xenismen zu illustrieren, wird im Folgenden die Zeichentheorie von Rudi Keller herangezogen.

2. Zeichentheoretische Grundlagen interkultureller Kommunikation

Mit dem Semiotiker Rudi Keller gehe ich davon aus, dass sprachliche (Neu-)Schöpfung „in den allermeisten Fällen ein Nebenprodukt kommunikativer Bemühungen [ist]. Sprachliche Zeichen sind Folgen kommunikativer Bemühungen, nicht deren Voraussetzung!“ (Keller: 1995, 103). Ziel von SprecherInnen ist es nicht, das „richtige Zeichen“ zu verwenden, sondern die Kopartizipanten durch einen bestimmten Zeichengebrauch zu den Schlussfolgerungen zu führen, die sie als adäquat ansehen:

Kommunizieren besteht darin, sinnlich Wahrnehmbares zu tun bzw. hervorzubringen in der Absicht, einen anderen damit zu interpretierenden Schlüssen zu verleiten. (Keller: 1995, 12)

Quasi als „intelligentes Ratespiel“ funktioniert Kommunikation nach Keller dadurch, dass sich Kopartizipanten mit Hilfe von Zeichen wechselseitig beeinflussen möchten.

Sie produzieren genau die Zeichen, von denen sie erwarten, dass Rezipienten sie in der intendierten Weise interpretieren. Keller definiert folgerichtig die Bedeutungen von Zeichen auf der Grundlage der Arten des interpretierenden Schließens, der *Verfahren* also, die zu ihrer Interpretation verwendet werden. Die „Bedeutungsschlüssel“ für Zeichen sind nach Keller *kausal*, *assoziativ* und *regelbasiert*. Sie sind konstitutiv für entsprechende Zeichen-Kategorien (Keller: 1995, 120–132f.).

2.1 Symptom

Die Bedeutungen von Symptomen sind Kausalzusammenhänge. Reibt sich beispielsweise ein Kopartizipant beide Augen, so interpretieren Anwesende dies als Anzeichen für Müdigkeit oder Misstrauen gegenüber dem eigenen Wahrnehmungseindruck. Flattert eine Fahne am Mast, schließt man auf Wind: *Weil* sich die Fahne bewegt, muss es Luftbewegungen geben. Dieses symptombasierte Erschließen nennt Keller ein „kausales Schlussverfahren“. Für die Interpretation der Fallbeispiele unten soll betont werden, dass Symptome nicht auf Naturphänomene begrenzt werden können:

Wenn man, wie es üblich ist, sagt, Symptome seien natürliche Zeichen, so darf das offensichtlich nicht so verstanden werden, als seien Symptome selbst notwendigerweise dem Bereich der Naturphänomene zugehörig. Fingerabdrücke, Fußspuren und auch mein Akzent sind Ergebnisse menschlicher Handlungen. Wer sie natürliche Zeichen nennt, will offenbar betonen, dass zu ihrer Interpretation nur die Relation der Kausalität notwendig ist. (Keller: 1995, 122)

Durch den angeführten Kausalzusammenhang haben Symptome zeichentheoretisch einen Sonderstatus. Sie unterscheiden sich von anderen Zeichen, deren Beziehung zwischen Ausdruck und Bedeutung durch Konventionen in einer Gemeinschaft (s.u.) geregelt ist. Wenn Symptome konventionalisiert werden, d.h. wenn man z.B. ein Augen-Reiben imitiert, um anderen Müdigkeit oder Verwunderung zu kommunizieren, oder wenn man durch bewussten Dialektgebrauch eine regionale Zugehörigkeit vortäuschen will, so benutzt man diese Symptome natürlich ikonisch bzw. symbolisch und verlässt sich auf eine in der Gemeinschaft etablierte entsprechende Gebrauchskonvention (Keller: 1995, 161f. und Fallbeispiel unten).

2.2 Ikon

Indem man ‚natürliche Dinge‘ oder ‚Artefakte‘ zu Kommunikationszwecken verwendet, werden sie nach Keller (1995, 124f.) zu Ikonen. Dazu ist jedoch nicht notwendig, dass zwischen Ausdruck (z.B. dem Wort *crash*) und dem Bedeuteten (hier: *bestimmte Art des Zusammenstoßens*) eine figurale oder auditive Ähnlichkeit oder eine andere Homomorphie vorliegen muss. Zeichenproduzenten möchten vielmehr mit Ikonen bei Rezipienten bestimmte kontextbezogene Assoziationsimpulse oder -ketten auslösen, durch die sie per Schlussverfahren interpretiert werden können.

Zur Erklärung bestimmter Xenismen ist wichtig, dass Symptome auch situativ ikonisch geschaffen werden können. In dem Fall wird ihre Bedeutung nicht kausal, sondern assoziativ und mit Kontextbezug erschlossen. So kann man beispielsweise ein Augen-Reiben, das normalerweise als Symptom für Müdigkeit gilt, auch simulieren, d.h. eine dem Augen-Reiben ähnliche Handlung ausführen, um Müdigkeit („bin eben erst aufge-

standen“) oder Verwunderung („du bist schon hier?“) auszudrücken. Dies muss aber als Assoziationsimpuls (Keller: 1995, 126) und konventionell in übertriebener Weise gesehen. Es muss also als intendierte Handlung erkennbar sein, sonst ist es mit dem korrespondierenden Augen-Reiben-Symptom verwechselbar:

Das ikonifizierte Symptom muß also zwei Aspekte haben, einen, der es als intentional hervorgebrachtes Zeichen erkennbar macht (*das leistet die Ausgefallenheit*), und einen, der erkennbar macht, was der Zeichenbenutzer mit dem Zeichen mitzuteilen wünscht (*das leistet der symptomische Anteil*). Der ‚Symptomsimulant‘ muß dem Adressaten klarmachen, daß er kommunizieren möchte und was er kommunizieren möchte. (Keller: 1995, 162)

Die Markiertheit ikonisierter Symptome ist für die Diskussion des Fallbeispiels unten relevant.

2.3. Symbol

Symbole entstehen durch Konventionen, durch Regeln ihres Gebrauchs. Ihre Bedeutungen werden von Rezipienten auf der Grundlage von regelbasierten Schlüssen erschlossen:

Zu wissen, was ein Symbol bedeutet, heißt zu wissen, zur Realisierung welcher Intention es unter welchen Bedingungen verwendbar ist... Bedeutungen sind Indizien, die der Sprecher dem Adressaten zur Verfügung stellt, damit dieser auf der Basis der Kenntnis der Gebrauchsregeln und seines Situations- und Kontextwissens den Sinn der Äußerung erraten möge. (Keller: 1995, 129; 130)

Für die hier versuchte Erklärung des Auftretens von Xenismen ist eine detaillierte Darlegung des Symbolbegriffs weniger wichtig. Symbolbasierte Xenismen werden in Moser (1996) ausführlich behandelt, und zwar in dem Sinn, dass sie als *Normverstöße auf der Basis einer fremdsprachlichen Konvention*, in jedem Fall also als Ausdrucksformen von Sprachkonventionen gefasst werden. Explizit verweist Moser darauf, dass es bei einem Xenismus nötig sei,

dass Sprecher und Hörer mit ihrer Kompetenz (a) den Verstoß gegen die einzelsprachliche Norm erkennen und (b) auch verstehen, dass der ‚Fehler‘ eine Übernahme aus der Norm einer weiteren Sprache ist... Zumindest rudimentäre und oberflächliche Kompetenz in einer weiteren Sprache ist also Voraussetzung für die Bildung und das Verstehen von Xenismen. (1996, 34).

Hier wird deutlich, dass Moser den Ehlichschen Xenismus-Begriff aufhebt, in dem er von Muttersprachen-SprecherInnen ausgeht, die in monokulturellen Gesprächssituationen durch *code switch* „Fremdsprachliches“ aufscheinen lassen. Auch an anderer Stelle verweist Moser darauf, dass er die ikonische oder symbolische Funktion von Xenismen meint, die eine „Absicht der Sprachnachahmung“ auf Produzentenseite und eine Kenntnis der Konventionen auf Rezipientenseite erfordere (u.a. 1996, 35).

Dagegen werden unten Fälle besprochen, in denen der Zeichentyp und damit die Zeichenbedeutung nur durch die intendierten und praktizierten Schlussverfahren bestimmbar wird. Wie oben skizziert sind Bedeutungen für Keller Schlussfolgerungsgrundlagen, Indizien-Vorgaben also, durch die Angesprochene zur Bedeutungserschließung angeregt werden. Im Kontext der Erläuterung der Funktionen von Xenismen erscheint es wichtig zu erklären, wie sie als welches Zeichen interpretiert werden können.

3. Xenismen als intentionale Zeichen?

Xenismen sollen hier also nicht weiter als Symbole diskutiert werden. Werden sie – wie es Mosers „Konzept im engeren Sinne“ (1996, 14) vorsieht – als Mittel absichtlicher Verfremdung angesehen, so muss man zum einen fragen, welche Unterschiede zu Phänomenen des *code switch*, des Sprachkontakts oder der Verwendung von Fremdwörtern bestehen, denen eher „Markiertheit“ als „Verfremdung“ unterstellt werden kann, und zum andern, welche Bezüge zum Ehlichischen Konzept bestehen, in der das Fremde eine ausschließlich rezipientenseitige Zuschreibung darstellt. Im vorliegenden Beitrag bewegt sich der Begriff im Rahmen der Fremdhheitsforschung, die Fremdheit als Konstrukt und in der interpersonalen Kommunikation als Relevantsetzungsprozess betrachtet.

Xenismen sollen hier weiterhin als Phänomen interpersonaler Kommunikation betrachtet werden, wobei sich Anknüpfungspunkte zu kommunikativen Mustern wie z.B. zum Etikettieren oder Evozieren ethnischer Kategorien (Drescher: 1994) ergeben, der Schwerpunkt jedoch auf nicht-intendierten Kategorisierungen liegt. Es geht also um die situative Ambiguität einseitig hergestellter Fremde in Situationen, in denen die kulturelle Herkunft der Kopartizipanten zur Verfolgung der Kommunikationsziele nicht relevant gemacht werden muss oder in denen ‚Zugehörigkeit‘ aufgrund *near native speaker*-Kompetenzen nur punktuell und nicht eindeutig aufscheint.

3.1 Xenismen als Symptome für Fremdsprachenkompetenz

Auf der Grundlage der Kellerschen Zeichentheorie sind Xenismen im Sinn von Ehlich eindeutig als Symptome anzusehen. Damit gehören sie zu nicht-intentionalen, nicht-konventionsbasierten Zeichen. So wie jemand unwillentlich errötet und Kopartizipanten kausal aus der Gesichtsfärbung auf Scham, Aufgeregtheit oder Wut schließen, folgern Rezipienten aus dem Auftreten von Xenismen die Nicht-Zugehörigkeit des Sprechers. Und wenn Nichtmuttersprachler unbewusst und nicht-intentional sprachliche Abweichungen produzieren, dann möchten sie die Gegenüber auch nicht zu Schlussfolgerungen über die entsprechende sprachliche Form hinaus anleiten, vor allem nicht zur sozialen Kategorisierung bezüglich ihrer kulturellen Herkunft. Gerade bei der Bewältigung kommunikativer Aufgaben im Alltag wird es von vielen Nichtmuttersprachlern als ausgesprochen lästig empfunden, als Nicht-Zugehöriger klassifiziert zu erscheinen. Zudem ist die Festlegung oder Aushandlung von kultureller Zugehörigkeit in vielen Situationen für das Erreichen der Interaktionsziele nicht relevant (Luzio/Auer: 1986, 329f.). Zu dieser allgemeinen Sachlage gibt es jedoch Ausnahmen. Diese werden unten erläutert und dienen der Erweiterung des Ehlichischen Xenismen-Begriffs.

3.2 Symptomisierungen fremdsprachlicher phonetischer Konventionen

Interessant ist das Phänomen, dass Xenismen auf allen sprachlichen Ebenen als Symptom für eine Fremdsprachenkompetenz in der gewählten Sprache angesehen und als Abweichung unkommentiert akzeptiert werden, nicht jedoch bei der Verwendung von Eigennamen. Dazu als Illustration die folgende authentische Begebenheit (Name und Ort sind anonymisiert):

Fallbeispiel 1

Während eines Deutschlehrer-Kongresses in einem spanischsprachigen Land stellt ein hispanophoner Sprecher einen deutschen Referenten namens Gaisler wie folgt vor:

un nu:n iç i:berge:be dasə mikrɔfɔnə anə dɔktɔ:r xaislɐ ausə XX.

[und nun ich übergebe das Mikrofon an Dr. Gaisler aus XX].

Dieser tritt ans Rednerpult, wendet sich mit Blickkontakt an das Auditorium, dann an die Sprecherin und stellt fest:

main a:mə ist gaislɐ unt niçt xaislɐ.

[Mein Name ist Gaisler, und nicht Xaisler]

Dann begründet er seine Korrektur mit der Aufgabe des Deutschunterrichts, die richtige Aussprache des Deutschen zu vermitteln.

Der angekündigte Referent produziert – initiiert durch die Vorrednerin – eine metasprachliche konversationelle Reparatur. Solche Verweise auf „Normalfallregeln“ (Kindt: 2001, 1181f.) erfolgen in der Regel nur dann, wenn als allgemeingültig angesehene Konventionen verletzt wurden, der Sprachgebrauch also nicht im Bereich der Fehlertoleranzen als Partikularisierung „pragmatischer Universalien“ (Rühl: 2003, 41) angesehen wird. Bei der Bewältigung sprachlich-kultureller Überschneidungssituationen – dies gilt gleichermaßen für den institutionellen Kontext des Fallbeispiels – werden von den Ko-partizipanten gleichzeitig mehrere, als situativ adäquat angesehene Konventionen für die Produktion und Interpretation einer identischen sprachlichen Einheit verwendet: Folgt man den sprachlichen Konventionen des hispanophonen Gastgeber-Landes, so werden fremdsprachliche Namen auf der Grundlage des muttersprachlichen Lautsystems ausgesprochen. Der Dramatiker *Shakespeare* wird entsprechend zu [ʃakespea:rə] oder der Ort *Hamburg* zu [amburgo]. SprecherInnen in deutschen Medien bemühen sich dagegen, beispielsweise das [θ] in *Barcelona* und die Endung [bərə] der britischen Stadt *Edinburgh* „richtig“ auszusprechen (auch wenn Katalanen die Aussprache als Xenismus werten). Denn in Deutschland herrscht die Konvention vor, fremde Eigennamen oder Ortsangaben möglichst nach der standardsprachlichen Aussprache-Konvention der entsprechenden Sprache auszusprechen (vgl. die Aussprache-Datenbank der ARD).

Ausdrucksformen solcher *konventionellen* phonetischen Code-Switches – also wenn sich SprecherInnen ihrer intentional bedienen und sich beispielsweise durch ihren Gebrauch als ‚fremdsprachenkompetente Muttersprachler‘ ausweisen möchten – schließt Jung in seine weite, oben zitierte Definition von Xenismen ein. Problematisch ist jedoch, dass der Xenismus-Begriff von Ehlich, auf den sich Jung bezieht, von nicht-konventionellen sprachlichen Formen ausgeht, die als nicht-intendierte Fremdkörper aus dem aktuell benutzten System herausragen. SprecherInnen zeigen daher mit ihnen nichts an, sondern das Phänomen wird von Rezipienten als Anzeichen für etwas angesehen. Wie oben illustriert, sind nach Keller solche Symptome vor allem dadurch gekennzeichnet, dass eine Kausalbeziehung zwischen Ausdrucksform und Bedeutung besteht, und eben keine konventionelle. Bezogen auf das o.g. Beispiel bedeutet dies, dass Herr Gaisler eine fremdsprachliche Ausdrucks-Konvention als Anzeichen für mangelnde Sprachkompetenzen im Deutschen umdeutet und – sicherlich gesichtsbedrohend für die hispa-

nophone Vorrednerin – publik und gleichzeitig handlungsrelevant macht, indem er ihr seine muttersprachliche Konvention als Oppositionsformat (Kotthoff: 1989) entgegensetzt. Zeichentheoretisch kann man dies als Symptomifizierung von Symbolen bezeichnen, ein Verfahren, das Keller nicht berücksichtigt hat. Es zeigt eine Rezipienten-Interpretation, die sich einseitig auf vorherrschende Aussprache-Konventionen der verwendeten Zielsprache (L_2) beruft und die Verwendung muttersprachlicher (L_1) Konventionen der Kopartizipanten als Symptome für Fremdheit herabstuft. Beide Aussprachekonventionen haben in der Überschneidungssituation jedoch die gleiche Berechtigung: Der aktuelle kulturelle Handlungskontext und die Sprecherin sind hispanophon, die verwendete Sprache Deutsch. Insofern kann der Versuch des Muttersprachensprechers, im Ausland die eigenen Aussprache-Konventionen als gemeinsame Regelbasis zu etablieren, als *Xenisierung* hispanophoner Sprechkonventionen brandmarken, was hier jedoch nur am Rande erwähnt werden soll. Wichtiger ist, dass das Beispiel die Frage nach der Intentionalität von Xenismen aufwirft und nach der für interkulturelle Situationen gültigen Konventionsgrundlage. Es war sicherlich nicht die Absicht der Sprecherin, aufgrund ihres Beitrags als ‚zum Sprachraum des Deutschen Nicht-Zugehörige‘ kategorisiert zu werden. Dies war bereits evident. Und die Korrektur des Deutschsprachigen erfolgte in einem kulturellen Kontext, in dem die Aussprache-Regeln so gelten, wie sie die Sprecherin verwendet hat. Damit liegt ein Fall vor, der nur dann als Xenismus gewertet werden kann, wenn man Fälle einschließt, in denen Rezipienten ihre Nicht-Zugehörigkeitsattribution auf einer situativ unangebrachten oder zumindest einseitigen Auslegung von konventionell zum System gehörenden Sprech-Konventionen begründen.

3.3 Xenismen als Ikone

Im Folgenden soll der Xenismen-Begriff nochmals erweitert werden. Ich möchte illustrieren, dass die beschriebenen nicht-intendierten Wirkungen von Xenismen von FremdsprachensprecherInnen auch gezielt eingesetzt werden können. Grundlage dazu ist, dass man sich den Zusammenhang zwischen Fremdsprachen- und Kulturkompetenz vergegenwärtigt. Auch dieser Konnex ist eine Konstruktion auf Rezipientenseite.

Els Oksaar hat mehrfach den Zusammenhang zwischen sprachlichem und kulturellem Lernen betont, d.h. dass man beim Erwerb einer Fremdsprache

... viel mehr lernt als die Beherrschung der Aussprache, Lexik und der grammatischen Regeln. Man lernt die Wirklichkeit zu erfassen und zu strukturieren, und man lernt die Fähigkeit, in einer Interaktionssituation verbale, nonverbale und extraverbale Handlungen zu vollziehen und zu interpretieren, gemäß den soziokulturellen und soziopsychologischen Regeln der Gruppe – man lernt die interaktionale Kompetenz. (1984, 249)

Einschränkend muss jedoch betont werden, dass die Untersuchungen von Oksaar auf Erst-, Zweit- oder Drittsprachen-Lernsituationen bezogen sind. Dort findet der Spracherwerb in einer entsprechenden ein- oder auch mehrsprachigen Umgebung statt und unterscheidet sich vom schulischen Fremdsprachenlernen. Diese Differenzierung ist für die Interpretation des folgenden Falles wichtig, da die zitierte Sprachverwendung auf einem sehr erfolgreich verlaufenen, schulischen Lernprozess im Ausland beruht, die Interpretation jedoch auf der Annahme eines „natürlichen“ Zusammenhangs zwischen einer hohen/niedrigen Sprachkompetenz und einer entsprechend hohen/niedrigen Kulturkompetenz.

Während viele Fremdsprachencurricula von einer Parallelität zwischen dem Anwachsen von Fremdsprachenkenntnissen und der Steigerung interaktiver Kompetenzen ausgehen, erfahren FremdsprachensprecherInnen in Realsituationen, dass diese besondere Anforderungen an eine konstruktive Teilhabe stellen (vgl. auch Hess-Lüttich 2006, 363). Und sie erfahren auch, dass ihre sprachlich-interaktiv als abweichend empfundenen Handlungen den Kopartizipanten ständig etwas über sie anzeigen. Dazu ein Beispiel über eine Brasilianerin mit einem sehr geläufigen (hier entsprechend anonymisierten) deutschen Familiennamen:

Fallbeispiel 2

Marianne Schmitt (MS), ein Kind deutscher Auswanderer in Brasilien, kam nach Abschluss ihres Germanistik-Studiums an einer großen brasilianischen Universität zum Aufbau-Studium nach Deutschland. MS war blond und sprach ohne jeden Akzent fließend und fehlerfrei Deutsch. Sprachliche Xenismen unterliefen ihr nicht. Nach einer einsemestrigen Orientierung am neuen Studienort Bayreuth absolvierte sie ein 6-Monate-Praktikum in München. Als sie danach zum Studium an die Universität Bayreuth zurückkehrte, fiel ihr phasenweise deutlicher Akzent auf. Darauf angesprochen berichtete sie, dass sie nach kurzer Zeit in München einen „fremdländischen Akzent“ angenommen habe, weil ihr im Alltag immer wieder Missgeschicke passierten. Beispielsweise habe sie sich beim Einsteigen in einen Bus beim Fahrer erkundigt, wo man denn hier Fahrkarten kaufen könne und sei von ihm fast hinaus geworfen worden. Ähnliches passierte in vielen Situationen des Alltags, für die sie keine Interaktionsroutinen entwickelt hatte und in denen sie von den Angesprochenen entgeistert als „zurückgeblieben“, „distanziert“ oder „weltfremd“ behandelt worden war. Um sich nicht ständig als Ausländerin offenbaren und für ihr „interaktiv-kulturelles Unwissen“ oder Anderssein rechtfertigen zu müssen, versuchte sie, durch Verwendung eines ausländischen Akzents gezielt und prophylaktisch auf ihre fremdkulturelle Herkunft aufmerksam zu machen.

Generell kann man das Phänomen des intentionalen fehlerhaften Sprechens dadurch erklären, dass sich die Sprecherin MS der folgenden Erfahrungslogik bedient: eine fehlerlose Aussprache wird prototypisch als vollständige Sprachbeherrschung (vgl. auch Oksaar: 2003, 125) interpretiert und diese wiederum als Ausdruck des Erwerbs einer entsprechenden interaktionalen (Kultur-)Kompetenz. Da es der Sprecherin an letzterer mangelte, hat sie dies mit Hilfe phonetischer „Fehler“ angezeigt und erreicht, dass ihr durch die „Hörbarkeit von Fremdheit“ größere Handlungsspielräume eröffnet wurden. So wurden ihr bezüglich der Situationsbewältigung weniger hohe Anforderungen zugemutet, und sie konnte letztendlich als Kommunizierende „mit beschränkter Haftung“ (Ehlich: 1986, 49) auf eine höhere Belastbarkeit von Äußerungs- und Interaktionskonventionen zählen als Muttersprachler (Liedke: 2003, 90).

Im Sinn der oben ausgeführten Zeichentypen kann diese Konstellation jedoch genauer beschrieben werden: Die Nichtmuttersprachlerin MS hat Xenismen geäußert, und zwar entgegen der Ehlich'schen Begriffsbestimmung nicht nicht-intentional, sondern zitierend als das, was sie als (ihren) „ausländischen Akzent“ ansah. Dazu hat sie auf Grund von Interaktionserfahrungen mit anderen Ausländern oder durch die Rekonstruktion ihrer Deutschlern-Biographie bestimmte Formen phonetischer Abweichung von der deutschen Standardnorm bestimmt und sie bewusst – denn sie beherrscht die entsprechenden For-

men automatisiert und sprachlich korrekt – in ihre ansonsten unmarkierten Äußerungen eingefügt. Damit hat sie Symptome imitiert. Im Unterschied zum oben erwähnten symbolisierten Augen-Reiben geschieht die Akzent-Imitation jedoch nicht mit der Absicht, dem Adressaten die Simulation als solche anzuzeigen. Damit muss die Wahl der sprachlichen Mittel durch MS als intentionaler Xenismus gewertet werden, als Sprachform also, durch die Rezipienten zur Assoziation von Fremdheit angeleitet werden. Bevor entsprechend eine Ikonisierung angenommen werden kann, müsste empirisch belegt werden, ob die fehlerhaften Formen *Imitate* realer Fehlerkonstruktionen darstellen oder *Zitate* gängiger Konventionsabweichungen oder Interimsprache-Regeln (s.u.). M.E. kann es als unwahrscheinlich angenommen werden, dass die Sprachbewußtheit von MS über Fehlerhaftigkeit so weit geht, dass sie in der Lage ist, ganz bestimmte Formen brasilianisch-deutscher Transferenzen als regel-gerechte Abweichungen zu verwenden. So verweist Liedke (2004, 399f.) auf eine Studie über eine polnische Studentin, die sich ihres Akzents bewusst ist, jedoch nicht in der Lage ist, diesen genauer zu bestimmen. Das bewußt falsche Sprechen von MS beruht möglicherweise eher auf einer erfahrungsbezogenen Sprachtheorie von Falschheit und einer musterbasierten Interpretationspraxis durch Rezipienten in Deutschland. In jedem Fall können die Äußerungen als ikonisierender ‚foreigner talk eines foreigners‘ angesehen werden, der die Fremdsprache Deutsch perfekt beherrscht, diese aber intentional verfremdend modifiziert, und zwar aufgrund von Interaktionserfahrungen darüber, was am deutlichsten fremdartig klingt und gleichzeitig die Verständlichkeit nicht beeinträchtigt.

Als Zwischenresümee kann man also annehmen, dass near-native-SprecherInnen darüber Hypothesen bilden, welche Ebenen des sprachlichen Systems verändert werden müssen, um die gewünschte Fremdstellung zu bewirken, und zwar auf der Grundlage von kausalen oder assoziativen Schlussfolgerungen auf Rezipientenseite.

3.4. Symbolisierungen ikonischer Xenismen

Solche Hypothesen über mögliche Wirkungen von Xenismen können jedoch auch auf anderen als erfahrungsbasierten und lokal spontan hervorgebrachten Annahmen basieren. Genauer: *Near native*-SprecherInnen können intentional versuchen, bei Adressaten Rückschlüsse auf ihre kulturelle Fremdheit, Nicht-Zugehörigkeit zu provozieren und sich dazu sprachlicher Formen bedienen, wie sie konventioneller Weise von Muttersprachlern in Deutschland als Symptome für Fremdheit angesehen werden. Vor allem bei häufigem Bedarf können sie Formen verwenden, die sie in ihrer Lernbiographie bereits überwunden haben, die jedoch in der Zielsprachenkultur allgemein als „fremdländisches Sprechen“ anerkannt sind. Der Unterschied zur Ikonisierung (s.o.) liegt darin, dass der Rückgriff auf diese Formen nicht willkürlich imitierend anhand der individuellen Lernbiographie erfolgt, sondern in Anlehnung an bereits konventionalisierte falsche Formen, z.B. *Tarzanisch* (Hinnenkamp: 1982) oder *Kanak sprak* (Zaimoğlu: 2004). In diesem Fall werden Symptome inszeniert (Keller: 1995, 160 u. 167), um Adressaten von den benutzten Xenismen konventionell, d.h. im Kellerschen Sinn in Kenntnis einer Regel, auf Nicht- oder Fremdgruppen-Zugehörigkeit schließen zu lassen. Die dieser Symbolisierung eines Symptoms zugrunde liegende Regel lautet: Wer konventionell erkennbare Xenismen produziert, erscheint als Nichtzugehöriger und entsprechend als nicht oder eingeschränkt kultur- und interaktionskompetent.

Dass diese dritte Möglichkeit der symbolischen Verwendung von Xenismen von der Ikonisierung zu unterscheiden ist, belegt die Fallinterpretation von Liedke (2003). Dort zeigt die Verfasserin, dass in der Sprecherwahrnehmung bei Fremdsprachigkeit lerner-sprachliche phonetische Akzente von Fremdsprachensprechern nicht (nur) als Fremdheit interpretiert werden, sondern systematisch auch als „unhöflich“, oder „unzurechnungsfähig“. Aus Rezipienten-Perspektive gilt also, dass nicht jeder ausländische Akzent – vor allem nicht bei weit fortgeschrittenen SprecherInnen – als Grundlage für eine Nicht-Zugehörigkeitskategorisierung heran gezogen wird, sondern dass man hierzu in Deutschland ganz bestimmte phonetische Abweichungen benötigt. Damit kann also von konventionalisierten Abweichungen gesprochen werden.

4. Zusammenfassung der Begriffsbestimmung

Ganz allgemein sind Xenismen Symptome für mangelnde Sprachkompetenz, d.h. sie bewegen sich nicht in der Breite der Variablen im heutigen Deutsch (Ammon: 2006). Sie treten im Sprechfluss als salient heraus und werden von Rezipienten als Grundlage für sozialdistinktive Zwecke, in der Regel für Fremdstellungen der SprecherInnen herangezogen. In zeichentheoretischer Sicht erweisen sich Xenismen als Sprachformen, die die Beteiligten mit besonderen Schlussfolgerungen konfrontieren:

- (a) Rezipienten schließen kausal auf Nicht-Zugehörigkeit, indem sie Xenismen als Symptome für die Ausdrucksweise von Fremdsprachen-Sprechern ansehen oder Ausdruckskonventionen symptomatisieren;
- (b) SprecherInnen machen sich das Phänomen (a) zunutze und leiten Rezipienten zur Kategorisierung ‚Nicht-Zugehörigkeit‘ an, indem sie Xenismen ikonisch oder symbolisch verwenden.

Gemeinsam ist beiden Verfahren die Asymmetrie dessen, was die Kopartizipanten als aktuell intersubjektiv Geltendes annehmen: während in (a) Rezipienten Rückschlüsse über SprecherInnen ziehen, die diese nicht intendiert haben und deren Folgen für das Gespräch sie kaum einschätzen können, wird in (b) die Intentionalität, die evozierende Einforderung der Markierung ‚Nicht-Zugehörigkeit‘ verborgen.

Beide Verfahren basieren auf einer in vielen Gesellschaften vorherrschenden naiven Fremdsprachentheorie, die auf einem Kausalzusammenhang zwischen einer als fehlerhaft wahrgenommenen Fremdsprachenkompetenz und einer defizitären kulturell-situativen Handlungskompetenz beruht.

Xenismen bleiben in jedem Fall ein Phänomen interkultureller Kommunikation, die zu Gesprächsbeginn von beiden Seiten nicht als solche erscheint: in der Alltags- und Berufskommunikation treffen ein Muttersprachler und ein Fremdsprachler mit exzellenten Sprachkenntnissen aufeinander und lösen sach- und personenbezogene kommunikative Aufgaben. Der Fremdsprachensprecher erscheint zu Gesprächsbeginn als Muttersprachler, verrät jedoch unfreiwillig oder intentional durch Xenismen seine Nicht-Sozialisation im Kontext der gewählten Sprache, was beim Rezipienten eine Nicht-Zugehörigkeitskategorisierung auslöst.

Mit den zeichentheoretischen Ausführungen wurde sowohl der Xenismus-Begriff von Ehlich erweitert als auch der von Moser, der von „Xenismen im engeren Sinne“ spricht und sie als absichtliche Normkontaminationen bzw. -abweichungen behandelt (Moser:

1996, 14; 33f). Im Fall der gezeigten Symbolisierung ikonischer Xenismen kommt ihnen eine umgekehrte Funktion zu. Kopartizipanten werden hier keine sozialen Kategorisierungen auferlegt, sondern sie suchen sie geradezu in Form einer intendierten Selbstdarstellung/Fremdstellung.

Mit der Erweiterung des Xenismus-Begriffs von Ehlich geht eine auf den ersten Blick radikale Veränderung einher. Was bisher als nicht-intentionales Symptom betrachtet wurde, das als gesprächsrelevantes Phänomen allein von Rezipientenseite relevant gemacht wird, entsteht nun ein Phänomen, das SprecherInnen absichtlich und mit Bezug auf Gesprächskonventionen einsetzen. Grundlage und Ausgangspunkt der Begriffsbestimmung bestehen jedoch weiter: Es geht um sprachliche Einheiten, die SprecherInnen als kulturell Fremde, Nicht-Zugehörige ausweisen und um eine Wissensasymmetrie bezüglich der Zugehörigkeits- und Sprachkenntnisattribution.

Immer wieder wurde betont, dass in interkulturellen Situationen auch Machtverhältnisse ausgehandelt werden, beispielsweise

dass nur eine Seite... in der Lage ist, ihre kulturellen Konventionen durchzusetzen. Der Klient muß also nicht nur gemäß ihm fremder Konventionen Verständigung erzielen, vielmehr wird seine Person nach dem Maßstab dieser Konventionen beurteilt. (Streeck: 1985, 106–107).

Auch das Beispiel oben kann – wenn man es sehr weit auslegen will – als Grenzziehungspraxis bezüglich eigener und fremder Macht angesehen werden: in einer Situation, in der der Sprecher mit Co-Ausrichtung und -finanzierung der Veranstaltung betraut war, kann es durchaus sein, dass er einer nachgeordneten Vertreterin des Gastlandes die Konventionen „diktieren“ wollte, die aus seiner Position auch lokal Gültigkeit haben sollten. Dass diese Praxis aus Sicht einer transnationalen Germanistik anfechtbar ist, liegt auf der Hand.

Literatur

- Ammon, U. (2006). „Nationale Standardvarietäten in deutschsprachigen Ländern. Mit einem Bericht über das Variantenwörterbuch des Deutschen“, in: Neuland, Eva (Hrsg.), *Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht*, Frankfurt/M. u.a.: Lang, 97–110.
- ARD AusspracheDatenbank (ADB): <http://www.ard.de/kultur/wortlaut/-id=467248/1r3qbgw/index.html> [Stand: März 2007].
- Birkenbihl, Vera F. (1999¹⁴), *Signale des Körpers. Körpersprache verstehen*, München/Landsberg a. Lech: MVG.
- Cusack, Pauleen (2000), „Mehr als die Muttersprache: Wird die eigene Intersprache von weiteren Sprachen beeinflusst?“ *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht* [Online], 5(1), http://www.spz.tu-darmstadt.de/projekt_ejournal/jg_05_1/beitrag/cusack.htm (May 1, 2000).
- Ehlich, K. (1986), „Xenismen und die bleibende Fremdheit eines Fremdsprachensprechers“, in: Hess-Lüttich, E.W.B. (Hgg.), *Integration und Identität. Soziokulturelle und psychopädagogische Probleme im Sprachunterricht mit Ausländern*, Tübingen: Narr, 43–54.
- Ertelt-Vieth, A. (2004), „Lakunen und Symbole in interkultureller Kommunikation: Außensicht und Innensicht, Theorie und Empirie, Wissenschaft und Praxis – alles unter einem Hut?“ in: Bolten, J. (Hg.), *Interkulturelles Handeln in der Wirtschaft*, Sternenfels: 83–86.
- Drescher, M. (1994), *Zur Konstitution von Selbst- und Fremdbildern in der interkulturellen Kommunikation*, Bielefeld: Universität Bielefeld, Zentrum für interdisziplinäre Forschung, ZiF-Report 9.

- Hausendorf, H. (2002), „Kommunizierte Fremdheit: Zur Konversationsanalyse von Zugehörigkeitsdarstellungen“, in Kotthoff, H. (Hg.), *Kultur(en) im Gespräch*, Tübingen: Narr, 26–59.
- Hess-Lüttich, E. W.B. (2003), „Die sozialsymbolische Funktion von Sprache“, in: *TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften*. No. 15. WWW: http://www.inst.at/trans/15Nr/01_2/hessluettich15.htm
- Hess-Lüttich, E.W.B. (2006), „Xenismen im deutsch-chinesischen Gespräch“, in: Zhu, J. / H.-R. Fluck / R. Hoberg (Hgg.), *Interkulturelle Kommunikation Deutsch-Chinesisch*, Frankfurt/Main u.a.: Lang, 357–374.
- Hinnenkamp, V. (1982), *Foreigner Talk und Tarzanisch. Eine vergleichende Studie über die Sprechweise gegenüber Ausländern am Beispiel des Deutschen und des Türkischen*, Hamburg: Buske.
- Hinnenkamp, V. (1989), *Interaktionale Soziolinguistik und interkulturelle Kommunikation. Gesprächsmanagement zwischen Deutschen und Türken*, Tübingen: Niemeyer.
- Jung, M. (1993), „Sprachgrenzen und die Umriss einer xenologischen Linguistik“, in: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache*, 19, 203–230.
- Keller, R. (1995), *Zeichentheorie*, Tübingen, Basel: Francke.
- Kindt, W. (2001), „Konventionen, Regeln und Maximen in Gesprächen“, in: Brinker, K. / G. Antos, / W. Heinemann / S. F. Sager (Hgg.), *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, Berlin, New York: de Gruyter, 1178–1186.
- Kleppin K. / F. G. Königs (1991), *Der Korrektur auf der Spur. Untersuchungen zum mündlichen Korrekturverhalten von Fremdsprachenlehrern*, Brockmeyer: Bochum.
- Koole, T. / J. D. ten Thije (1994), *The construction of intercultural discourse. Team discussions of educational advisers*, Amsterdam: Rodopi.
- Kotthoff, H. (1989), *Pro und Kontra in der Fremdsprache. Pragmatische Defizite in interkulturellen Argumentationen*, Frankfurt a.M.: Lang.
- Liedke, M. (2003), „Eindruck und Diskurs. Zur auditiven Wahrnehmung von Sprecheridentität bei Mehrsprachigkeit“, in: Hu, A. / I. de Florio-Hansen (Hgg.), *Multiple Identitäten und Mehrsprachigkeit*, Tübingen: Stauffenburg.
- Liedke, M. (2004), „Deutsch als Fremdsprache“, in Knapp, K. / G. Antos et al. (Hgg.), *Angewandte Linguistik. Ein Lehrbuch*, Tübingen, Basel: Francke, 387–408.
- Luzio, A. di / Auer, P. (1986), „Identitätskonstitution in der Migration: konversationsanalytische und linguistische Aspekte ethnischer Stereotypisierungen“, in: *Linguistische Berichte*, 104, 327–351.
- Moser, W. (1996), *Xenismen. Die Nachahmung fremder Sprachen*, Frankfurt/M.: Lang.
- Oksaar, E. (1984), „„Spracherwerb – Sprachkontakt – Sprachkonflikt“ im Lichte individuum-zentrierter Forschung“, in: Oksaar, E. (Hg.), *Spracherwerb – Sprachkontakt – Sprachkonflikt*, Berlin, New York: de Gruyter, 243–266.
- Oksaar, E. (2003), *Zweitspracherwerb. Wege zur Mehrsprachigkeit und zur interkulturellen Verständigung*, Stuttgart: Kohlhammer.
- Rühl, M. (2003), „Normaufrufe und Verhandlung von Normgehalten in Gesprächen“, in Deppermann, A. / M. Hartung (Hgg.), *Argumentieren in Gesprächen. Gesprächsanalytische Studie*, Tübingen: Stauffenburg, 40–63.
- Selinker, L. / J. T. Lamendella (1978), „Two perspectives on fossilization in interlanguage learning“, in: *Interlanguage Studies Bulletin*, 3, 143–191.
- Streeck, J. (1985), „Kulturelle Codes und ethnische Grenzen. Drei Theorien über Fehlschläge in der interethnischen Kommunikation“, in: Rehbein, J. (Hg.), *Interkulturelle Kommunikation*, Tübingen: Narr, 103–120.
- Zaimoğlu, Feridun (2004⁶), *Kanak Sprak: 24 Mißtöne vom Rande der Gesellschaft*, Hamburg: Rotbuch.